

Gegenüber den bisher in WA 9 edierten Randbemerkungen Luthers zu Augustinus u. a. stellt die vorliegende Edition seiner Hieronymus-Annotierungen einen gewaltigen Fortschritt dar. Daran sollen die folgenden kritischen Bemerkungen nichts ändern. Nicht nachvollziehbar ist, daß in den beigegebenen Registern zu den Namen und Bibelstellen die Fundorte nicht entsprechend der Seitenzahlen der Edition, sondern nach den Bänden und Folioblättern der Hieronymus-Ausgabe angegeben werden, obgleich sich diese häufig über mehrere Seiten der vorliegenden Ausgabe ziehen. Wer mit ihr arbeitet, wird sich gewiß auch in der Hieronymus-Ausgabe des Erasmus direkt informieren wollen, kann aber dann vorliegende Ausgabe leicht zum Auffinden der betreffenden Bände und Blätter nutzen. Die Herausgeber hätten sich und den Lesern außerdem das lästige Zeilenzählen erspart, wenn sie sich anstelle einer von ihnen neu eingeführten Zeilenzählung auf den großen Folioblättern der dort selbst vorfindlichen Einteilung in je vier Textblöcke auf jeder Recto- (A. B. C. D) und Versoseite (E. F. G. H) bedient hätten. So hätte z. B. auf Seite 215 oben das »Zu Z. 39 am linken Rande:« bequemer als »Zu F, Zeile 4« notiert werden können. Eine letzte Frage bezieht sich auf eine Kommentierung der Herausgeber auf Seite 215, Fußnote 101. Luther hatte im Danielkommentar (zu Dn 9, 24 f!) ein »respondeatur & ut« durchgestrichen und es durch ein eigens unterstrichenes »redeatur &« ersetzt. Die Herausgeber notieren, Luthers Korrektur sei unzutreffend, weil die moderne Hieronymusausgabe (CChr.SL) »Respondeatur« lese. Was wollte Luther richtigstellen? Einen Lesefehler in der Hieronymus-Ausgabe des Erasmus aufgrund eines besseren Textzeugen oder vielleicht den Text des Hieronymus aufgrund des Bibeltextes selbst?

Aber wie gesagt, angesichts der großen Leistung der Herausgeber in bezug auf die Menge der oft nur schwer zu entziffernden Bemerkungen Luthers, der komplizierten Zuweisun-

gen und Entscheidungen über die Menge des wiederzugebenden Textes sowie erster Systematisierungen muß Dank an erster Stelle stehen. Die Herausgeber haben eine Quelle erschlossen, die es erlaubt, den Exegeten Luther nicht nur von den Ergebnissen seiner Bibelauslegung her zu begreifen, sondern ihn auch innerhalb des Arbeitsprozesses mit der exegetischen Tradition zu begleiten.

Michael Beyer

Leipzig / Schönbach

CHRISTINE HELMER: The trinity and Martin Luther: a study on the relationship between genre, language and the trinity in Luther's works (1523-1546). MZ: von Zabern, 1999. 296 S. (VIEG; 174, Abt. Religionsgeschichte)

Der Fachwelt anzuzeigen ist das Erstlingswerk der an der School of Religion an der kalifornischen Claremont Graduate University als Assistant Professor lehrenden Theologin und Religionsphilosophin Christine Helmer.

Welche theologische Funktion hat die Trinität bei Luther? Diese in der Forschung monographisch eher vernachlässigte Frage zu beantworten, wählt die Vern. einen innovativen, die gesamte Studie gliedernden gattungshermeneutischen Ansatz, der drei unterschiedliche Textgattungen Luthers auf ihre trinitarische Bedeutung hin analysiert: die Promotionsdisputation von Georg Major und Johannes Faber vom 12. Dezember 1544 (Teil 2), das Kirchenlied »Nun freut euch, lieben Christen gmein« von 1523 (Teil 3) und zwei anlässlich des Trinitatisfestes gehaltene Predigten von 1537 (Teil 4). Dieses in Teil 1 überzeugend begründete Vorgehen ist geeignet, die Trinität, eine Bezeichnung, die Luther bekanntlich nicht schätzte, jenseits von Doktrinalisierung und Systemzwang in varianten, nach promissional-narrativen Kriterien interpretierten Sprachsituationen darzustellen, die eine jeweils spezifische und repräsentative Ausformulierung der Trinität bilden (S. 30-33. 37).



Nur wenige ausgewählte Aspekte der klar gegliederten und immer wieder durch hilfreiche didaktische Zusammenfassungen gebündelten Arbeit können hervorgehoben werden. Teil 2 beschreibt Luthers Verwurzeltheit im mittelalterlichen Disputationswesen und analysiert seine Privilegierung der immanenten vor der ökonomischen Trinität in der Auseinandersetzung mit Antitrinitariern (42-45). Die innere trinitarische Relation besteht aus drei personhaften *res*, die mit der *essentia divina* eins sind. Ihr ist Unendlichkeit zu attribuieren (71.119). Mit diesem Attribut wie mit dem der ewigen Zeugung des Sohnes gerät, wie Luther in Fortführung von Johannes Duns Scotus und Ockham verdeutlicht, die natürliche Vernunft an ihre Grenze (vgl. 90 f.). Deshalb verhandelt er die Trinität in einem non-metaphysischen, binnentheologisch-anti-aristotelischen Bereich (86). *Disputatio* darf als Sprache des Glaubens (gegen Uwe Gerber) gleichwohl nicht nur auf ihre assertorische Funktion reduziert werden. Sie hat zugleich propositional-vernünftigen Gehalt (51-53. 69. 71).

Die immanente Trinität ist, wobei in der Disputation die Kategorie des Narrativen in den Hintergrund tritt, Ursprung der Narration der ökonomischen Trinität. Erst wenn die ökonomische Trinität narrativ-promissional in den Gattungen von Kirchenlied und Predigt zur Darstellung kommt, wird der Glaubende der innertrinitarischen Verortung der *promissio* ansichtig (120). Auf Erden macht allein der Heilige Geist, der sich einer *nova lingua* bedient, die immanente Trinität bekannt (69. 80).

Der Heilige Geist ist Helmers Thema erneut in der originellen Interpretation von »Nun freut euch lieben Christen gmein« (142) in Teil 3. Statt von dem üblichen, in der Forschung autobiographisch fixierten Interpretationsmittelpunkt in Strophe 2 auszugehen und den Liedfortgang als anthropologischen Wechsel von Sünde zu Gnade zu deuten, darf laut Helmer nicht übersehen werden, daß – obwohl der Geist explizit überhaupt nicht erwähnt wird –

schon Strophe 1 pneumatologisch einsetzt (135-139). Inklusionsartig spielt Strophe 9 – als Danklied strukturiert – auf den Heiligen Geist als Tröster an (140), so daß dieser den gesamten Hymnus einrahmt und Christi *promissio* in der Verheißung der Gemeinschaft von Christen mit Leben füllt (145). Die abrupt und unvermittelt die Ankunft des Geistes aus Strophe 1 unterbrechenden Strophen 2 und 3 (»Dem Teufel ich gefangen lag«; »Mein guten Werk, die galten nicht«) stehen bei Helmer unter dem Titel »The divine silence«. Sie thematisieren das unter der unheiligen Trinität von Sünde, Tod und Teufel gefangene Ich und beklagen zugleich in Anlehnung an die biblische Gattung der Klagelieder Gottes Abwesenheit (146. 149 f., vgl. 160. 163). Die Strophen 4 und 5 sind als innertrinitarische *Promissio*-Rede des Vaters an den Sohn zu deuten (146. 163), die sich im ökonomisch-promissional-narrativen Advent der Trinität als Christus-Rede an mich in den Strophen 7-10 zuspricht (174 f.).

Manches Hilfreiche bemerkt Helmer zu den beiden Predigten von 1537 in Teil 4. Hier gelangt sie zu dem Ergebnis, daß selbst vor sonn-täglichen Gemeindegliedern die immanente Trinität, die von ihrer soteriologischen Bedeutung nicht abzutrennen ist, eingeschränkt wird (211. 214). Angesichts der trinitarischen Ausrichtung der Predigt wird sachkritisch bemerkt, daß das *verbum praedicatum* forschungsgeschichtlich zu einseitig mit Luthers Verständnis der Rechtfertigung des Glaubenden und dem Konzept einer relationalen Ontologie in Zusammenhang gebracht worden sei. Der – von Teilen der finnischen Lutherforschung ebenfalls postulierten – trinitarischen Ontologie sei hierbei zu wenig Beachtung geschenkt worden (191. 198).

Der von der Vf. gewählte gattungshermeneutische Ansatz, der sich für die Wahrnehmung von Luthers Textwelt als äußerst fruchtbar erwiesen hat, gerät in der Durchführung nicht erst hier an eine empfindliche Grenze.

Diesbezüglich ist vor allem vor drei methodologischen Versehen zu warnen. Das eine



ist insbesondere der antihermeneutische Umgang mit dem Text des von der Forschung zu Recht als trinitarisch eingestuften Liedes (133). Das unter der Überschrift »The christological transformation of silence into speech« Gebotene macht beispielsweise gar nicht recht deutlich, woher die verwendete (mystische?, vgl. 35) Kategorie der Stille als trinitarisches Interpretament des Kreuzes Christi eigentlich stammt. Einmal wird diese Kategorie als »silence of Christ's death«, »christological mediation of the silence of death into the speech of life« (156), dann wiederum schillernd als »silent word [!] of death« (35), »divine silence« (146, vgl. 160) und zuletzt als »innertrinitarian silence« (163) dargestellt. Es wird dem Leser nicht leicht gemacht, sich zwischen diesen inner- und außertrinitarischen Äquivokationen zurechtzufinden, zugleich den fehlenden Bezug zum trinitarischen Liedtext zu entdecken, und zu verstehen, warum meist die gesamte Trinität in jede Einzelstrophe hineingelesen wird.

Mit der Warnung vor einer trinitarischen Überinterpretation des trinitarischen Liedes verbindet sich zweitens ein durch die Disposition der Studie ausgelöstes Unbehagen. Das erklärte Ziel des »genre-language approach«, nicht »to establish the Trinity as the key to Luther's thought« (32) nämlich bleibt im Fortgang der Studie auf der Strecke. Die Dispositionsentscheidung, die Disputation von 1544, das heißt diejenige Quelle, die chronologisch am allerspätesten entstanden ist, ohne nähere historische Begründung als erratischen Block den beiden anderen Gattungen voranzustellen, befremdet. Daß diese initiale Axiomatisierung der immanenten Trinität und ihre epistemische Idealisierung Verstehenskonsequenzen für die Gesamtdeutung von Luthers Wortkonzept hat, wird besonders an dem zeitweise aufbrechenden antihermeneutischen Überbietungsanspruch deutlich, mit dem die späte Disputation und die anhand des Liedes – zu Recht – entdeckte trinitarische Narration der

Offenbarung als »an alternative to the word-event approach« (216) vorgestellt werden.

Das zuletzt zu erwähnende Versehen sind die in der gesamten Studie zu Tage tretenden begrifflichen Inkohärenzen, welche dem Leser die Lektüre der sonst so bestechend klaren Studie nicht unerheblich erschweren. Richtig ist es, daß das Forschungsparadigma der »relationalen Ontologie« in bezug auf Luther nach vielen Seiten hin auf Explikation und Ergänzung angewiesen ist. Ein Forschungsfortschritt dürfte aber nicht schon dadurch erreicht werden, daß man diesen Begriff zum Schlagwort trivialisiert und dabei gar nicht zur Kenntnis nimmt, was 1993 zu »Luthers Wirklichkeitsverständnis« (Gerhard Ebeling) erarbeitet worden ist. Und obwohl die Vfn. Luthers relationale Ontologie mit großer Vehemenz bestreitet und stattdessen eine trinitarische Ontologie des Narrativen auf den Begriffsthron hebt, werden von ihr verwirrenderweise zugleich sowohl das Relationale als auch die ewige Relation von Vater und Sohn in den drei Hauptteilen ihrer Studie in bezug auf die Trinität betont (66. 91. 104-107. 118. 187. 198. 216). So bleibt es besonders in Teil 4 bei einer sich nicht auf der Höhe der Forschung befindlichen und z. T. geradezu karikierenden Darstellung dessen, was relationale Ontologie im Ansatz meint, nämlich Luthers lebenslangen kritischen Umgang mit Begriffen aristotelischer Ontologie und zugleich seine eigene ontologische Neuorientierung.

Kleinere Ungenauigkeiten und Schönheitsfehler, wie die, daß Zitate aus der selben Quelle einmal auf deutsch und dann auf englisch erscheinen, sollen hier unerwähnt bleiben (266. 269. 135). Einfach falsch ist aber die Angabe, daß Luthers Interesse an der nova lingua zuerst 1537 (!) hervortritt (72), und eine erheiternde Verwechslung von Aristoteles und Eberhard Jüngel liegt vor, wenn letzterem ein uneigentliches Metaphernkonzept zugeschrieben wird (74).

Münster

Jens Wolff